

Kultur

Selbstfindung im All

Theater Das Théâtre de la Grenouille präsentiert mit dem dreisprachigen Stück «Sternenstaub» poetische Science-Fiction für ein junges Publikum ab sieben Jahren.

Helen Lagger

Ein Schriftsteller (Arthur Baratta) sitzt in seinem Garten und zerknüllt Papier um Papier. Die Muse will ihn nicht küssen. Seine verstorbene Frau Amrita (Christiane Margrätner) erscheint ihm schliesslich und gibt ihm die nötige Inspiration. Als ehemalige Astrophysikerin ermahnt sie ihn, keine reine Fiktion zu schreiben, sondern auch die Wissenschaft im Auge zu behalten. So die Ausgangslage im Stück «Sternenstaub» des walisischen Autors Charles Way. Produzenten sind das Théâtre de la Grenouille und die Theatergruppe Cahoots NI aus Belfast. Beide haben bereits zuvor Stücke von Way inszeniert und nun ihre Kräfte gebündelt. Die Uraufführung fand letzten Samstag im Théâtre de la Grenouille statt.

Gespielt wurde eine dreisprachige Version (deutsch, französisch und englisch) unter der Regie von Charlotte Huldi. Das Ensemble ist bewusst multikulturell und mehrsprachig gewählt, erfährt man im Mediendossier. So spielt etwa die in Paris und Berlin aufgewachsene zweisprachige Maya Alban-Zapata Mia, das dunkelhäutige Grosskind des weissen Schriftstellerpaars, das nicht mit der Trauer über den Tod der Grossmutter klar kommt. Dass diese eine rationale Wissenschaftlerin war, während ihr Mann eher ein Träumer ist, torpediert Geschlechterklischees.

Der Sprachenmix funktioniert

Der Grossvater spricht zwar auch drei Sprachen, allerdings mit starkem englischen Akzent, während die sich aus dem Jenseits – pardon aus dem All – meldende Grossmutter auch Schweizerdeutsch beherrscht. Dann gibt es noch den charmanten Roboter Jack (Christoff Raphaël Mortagne) der scheinbar alle Sprachen der Welt beherrscht und etwa auf Wunsch ein finnisches Radioprogramm wiedergeben kann. Dieser Sprachenmix mag anfangs irritieren, funktioniert aber erstaunlich gut. Man nimmt den Akteuren jederzeit ab, dass sie familiär verhandelt sind.

Mia trifft den Roboter Jack im Garten ihres Grossvaters. Sie ist wütend und traurig über den Tod der Grossmutter, mit der sie oft in den Nachthimmel geschaut hat. Jack nimmt sie schliesslich in seinem Raumschiff mit auf einen Trip ins All. Dabei kommt es zum Wiedersehen mit der Grossmutter, die sie damit tröstet, dass alle Stoffe, die vergehen, sich in etwas Neues verwandeln. Zurück auf Erden hat



Im Stück «Sternenstaub» begleiten die Zuschauer Mia bei ihrer Reise durch das All. ZVG/GUY PERRENOUD

Mia sich selbst wiedergefunden und Grossvaters Buch ist erschienen. Es erzählt, das von Mia erlebte. Denn wie es die Grossmutter bei ihrem ersten Auftritt voraussagte, wiederholen sich Geschichten immer und immer wieder.

Sturm auf dem Mars

Endlichkeit und Unendlichkeit, Trauer und Trost, menschliche Existenz und künstliche Intelligenz sind die grossen Themen, die im Stück – empfohlen für Zuschauer ab sieben Jahren – verhandelt werden. Dabei kommen Action und Humor nicht zu kurz. Mia, die von Jack mit einem Helm ausgestattet wird, besucht

unter anderem den Planeten Mars. Dabei hält sie sich nicht an Jacks Anweisungen und gerät in einen Sturm. Ein andermal schwebt sie scheinbar schwerelos durchs All oder muss den herunterfallenden Asteroiden trotzen. Die coole Göre – sie trägt einen Look aus den 90er-Jahren und ist Vegetarierin – dient für die Kinder und Jugendlichen als Identifikationsfigur. Mit dem Roboter Jack ist das Kommunizieren nicht immer ganz einfach, denn sein Liebessatz lautet: «Für mich wurde ich nicht programmiert.» Das temporeiche Spiel der beiden Darsteller, die auch Slapstick beherrschen, sorgt für manchen Lacher.

Für Töne, die nach Universum klingen ist der Akkordeonist, Improvisator und Komponist Jonas Kocher zuständig. Subtil werden der Sound des Weltalls heraufbeschwört oder die Gefühle der Figuren mit Melodiefetzen untermalt. Bühnenbild (Verena Lafargue Rimann) und Licht (Jérôme Bueche) sorgen für Science-Fiction-Effekte. Flächige Objekte bilden das Raumschiff, das schliesslich auseinanderdriftet. Die aufwändige Produktion hat sich zum Ziel gesetzt, sowohl philosophisch-poetische wie auch wissenschaftlich-konkrete Aspekte zu haben. Roboter Jack würde sagen: Mission erfüllt.

Spezialprogramm

- **Samstag, 7. Dezember 2019:** Backstage-Club: Mit Überraschungsgast **Astrophysikerin und Weltraumforscherin** Kathrin Altwegg und den Schauspielerinnen und Schauspielern.
- **Sonntag, 8. Dezember 2019:** Brunch vor und nach der Vorstellung: Gross 20 Franken / Klein 10 Franken, ab 10 Uhr, bzw. 12.30 Uhr (nach der Vorstellung). Zudem ein **Kreativatelier** für Kinder nach der Vorstellung. *mt*

Info: www.lagrenouille.ch

«Die Panzerung»: Reise in die Stadt der Versehrten

Literatur Mit dem Roman «Die Panzerung» erscheint erstmals ein Buch von Philippe Rahmy in deutscher Übersetzung. Es erzählt mit sprühender Intensität und zugleich leiser Intimität von einer Reise nach China.

Der 1965 geborene Rahmy ist im Oktober 2017 in Lausanne verstorben. Zu Lebzeiten ist seine Bekanntheit auf die Romandie beschränkt geblieben. «Die Panzerung» gibt endlich Gelegenheit, wenigstens posthum auch in der Deutschschweiz mit Rahmy Bekanntheit zu machen.

Körper an Körper

Rahmy litt an der Glasknochenkrankheit, die ihn in den Rollstuhl zwang. Diese Behinderung machte er mit sprühendem Esprit und mit Neugier beispielsweise gegenüber den neuen Medien wett. Eine

Krankheit begleitet nun auch den Ich-Erzähler in «Die Panzerung».

Im Untertitel heisst das Buch «Reiseroman». Auf dem französischen Originalcover steht unter dem Titel «Béton armé» das Motto «Shanghai au corps à corps». In Shanghai begegnen sich zwei lädierte Körper und erinnern einander an die eigene Geschichte.

Der namentlich nicht genannte Autor, in dem Philippe Rahmy zu erkennen ist, reist für zwei Monate auf Einladung des chinesischen Schriftstellerverbands nach Shanghai. Der Autor aus dem Westen wird als Maskottchen zu langweiligen Lesungen und Banketten eingeladen, daneben bleibt ihm Zeit für sich.

Während der zwei Monate erkundet er sein Verhältnis zur Grossstadt, der er einerseits nicht gewachsen ist, die ihn andererseits anzieht. «Wenn ich mal nicht schreibe, versuche

ich, es zu geniessen.» Letzteres fällt ihm indes nicht leicht, denn in dieser schwül-heissen Stadt ist alles erschlagend, kreischend laut und rasant.

Die Häuser wachsen den Bewohnern über den Kopf, Stossstange steht an Stossstange, abends werden die «Menschenmassen Canettis» von den U-Bahn-Schächten verschluckt. Hier rennt niemand, doch alles ist «ein Kampf, an dem alle unbeteiligt teilnehmen».

Schreiben ist ungehorsam

Die Stadt wirkt für den Erzähler uneinnehmbar. Er weiss gar nicht, «wie Reisen geht!» Die Krankheit hat ihn bisher daran gehindert. Dennoch mischt er sich täglich unter die Leute und beobachtet deren Treiben aufs Genaueste. Er erkennt die allerorts lauende Überwachung und wie sich im Schatten der Kameras Grüppchen von Rauchern bilden.

Mit bissiger Ironie nimmt er auch die unkreative Staatsdiktatur bei den Empfängen im Schriftstellerverband aufs Korn. Was schreiben pharisäische Dichter, fragt sich der Autor – eine Frage mit Sprengkraft, denn offenkundig versteht er anderes unter Literatur als gehorsame Staatstreue.

Fulminant und fragil

«Die Panzerung» ist ein fulminantes, immer wieder um Worte ringendes Buch angesichts der explodierenden Eindrücke ringsum. So glitzernd und mondan diese Welt sich präsentiert, so leer und öde wirkt sie zugleich auf den Erzähler.

Noch nie habe er, hält er fest, «so viele versehrte Körper gesehen wie in Shanghai». Deshalb könne er gar nicht objektiv darüber berichten.

«Was ich suchte, ist teils in dieser Stadt, teils in mir.» Sie verführt ihn daher auch zu Erin-

nerungen an die Kindheit: an die erste Schlägerei, aus der er herrlich befreit und zugleich peinlich berührt hervorging. Der stets Gehänselte hatte noch einen Schwächeren gefunden.

Abstossung und Anziehung

Dieser Wechsel zwischen urbanem Tagebuch und intimer Erinnerung verleiht dieser Prosa ihre ganz eigene, berührende Fragilität.

Der Ich-Erzähler ist von der Brutalität der Stadt und von der Ignoranz vieler ihrer Bewohner und Bewohnerinnen abgestossen – zugleich fühlt er sich in ihren verschatteten Zonen heimisch. Er erkennt sich in den vielen geschundenen Outdrops selbst wieder.

Was bleibt von diesen Erfahrungen, was bleibt vom Schreiben? Komprimiert und stilistisch fulminant reflektiert Philippe Rahmy über Schreiben und Erleben, Leben und Tod.

Dass es ihm auch in der deutschen Version gelingt, ist Yves Raeber zu verdanken. Er hat selbst ein paar Wochen in Shanghai verbracht, um das Buch adäquat übertragen zu können. Es ist ihm gelungen, die fiebrige, fremde Atmosphäre der Stadt einzufangen.

Philippe Rahmy war ein freundlicher, wacher Geist, der seiner Krankheit mit Mut und Kraft getrotzt hat. Als «einzigen Racheakt», erinnert sich sein Ich-Erzähler, habe er sich eine «gute Laune einverleibt» und sich damit gepanzert.

Wegen seines Helms, den er vorsichtshalber tragen musste, erhielt er schon als Kind den Übernamen Rhinoceros. *Beat Mazenauer, ch-intercultur*

Info: Philippe Rahmy: Die Panzerung. Reiseroman. Übersetzung von Yves Raeber. Verlag die Brotsuppe, Biel 2019. 168 Seiten, Fr. 26.90 (UVP).